



***Prof. Dr. Michael Winkler, Friedrich Schiller Universität Jena***

## **Inklusion – Reflexionen und kritische Nachfragen**

Die Einladung zu diesem Vortrag, vor allem die an mich mehr oder weniger explizit gerichteten Erwartungen haben mich in eine doppelte Verlegenheit gebracht; ich soll nicht nur das Konzept der Inklusion ein wenig kritisch prüfen, vielmehr auch noch als Gegenspieler zu Heiner Keupp auftreten. Beides fällt mir nun doch ziemlich schwer: Wenn man nicht einem besonders starken Selbstbewusstsein beglückt ist, fühlt man sich nämlich schon prinzipiell etwas unglücklich, soll man Vorbehalte gegenüber einem Konzept, auch gegenüber einer sozialpolitischen Programmatik darstellen, die gegenwärtig nahezu weltweit und geradezu leitmotivisch auftaucht und Verwendung findet. Etwas platt formuliert: Irgendwie wirkt das ja schon etwas doof, wenn man als Einzelner antritt und so tut, als ob man es besser wüsste als der Rest der Welt; da rettet einen nicht einmal mehr die Flucht in den berühmten Witz über die Fliegen und deren Nahrungsaufnahme. Noch unglücklicher fühlt man sich dann aber, wenn die Angelegenheit sozusagen noch unmittelbar personalisiert wird, man sich also einem hoch renommierten Kollegen gegenüber gestellt sieht, von dem man eher lernen will und kann. Diesem möglicherweise Gegenrede leisten zu sollen, einem selbst etwas unverfroren vorkommt.

Kurz und gut: ganz lustig finde ich die Konstellation nun nicht, zumal dem Konzept der Inklusion im Kontext des 13. Kinder- und Jugendberichts zunächst einmal und vorrangig *allgemein* die Rolle zukommt, eher pragmatisch für den Zweck der Politikberatung eine

griffige Formel bieten zu wollen, die voranbringt, was als die „große Lösung“ in Sozialpolitik und Jugendhilfe für Kinder und Jugendliche bezeichnet wird. In diesem Zusammenhang, dann auch für Medien und öffentliche Debatten ist der Begriff der Inklusion hilfreich, nicht nur weil er den Begriff und das Konzept der Integration ersetzen kann; dieses ist inzwischen ziemlich verdorben, wie in den unsäglichen Kontroversen der letzten Wochen gut zu erkennen war und ist. Allzumal als Gegenbegriff zu dem der Exklusion ist Inklusion zumindest ein starkes Wort, emotional aufrüttelnd, gewiss tauglich für die Aufmerksamkeitsgesellschaft; das Wort trägt, weil es viele Assoziationen zulässt und zugleich doch Erfahrungen verarbeiten lässt, die wir zunehmend alltäglich, erst recht aber in fachlichen Zusammenhängen machen. Das Reden von der Inklusion wirkt gerade, weil es unbestimmt und auch undifferenziert ist, zugleich Sachverhalte aufgreift, die ihrerseits seltsam diffus und doch in der Tendenz gleichartig erscheinen; das macht den Kern der Exklusionserfahrung aus, dass sie in den unterschiedlichsten Formen gesehen und subjektiv erlebt wird, so dass auf der politisch-propagandistischen Ebene eine starke, eben auch undifferenzierte Gegenreaktion erfolgen muss – wie dies im Inklusionsbegriff geschieht.

Das zu betonen, ist überhaupt nicht herablassend gemeint. Vielmehr müssen solche Logiken öffentlicher und medialer Kommunikation beachtet und genutzt werden, wenn die Sache der Jugendhilfe überhaupt noch platziert und vielleicht sogar politisch vorangebracht werden soll. Und nicht zulässt hilft der Begriff der Inklusion, unterschiedliche Disziplinen und Professionen zusammen zu führen – beim jüngsten Jugendbericht hat er dazu beigetragen, dass Medizin und Jugendhilfe bzw. Sozialpädagogik überhaupt in ein Gespräch eingetreten sind, in den pädagogischen Fachdebatten lässt sich beobachten, wie der Inklusionsbegriff etwa Schulpädagogik und Jugendhilfe zusammen bringt.

*Endlich und im Besonderen* muss man noch festhalten, dass schon der Jugendbericht, dass vor allem Heiner Keupp das Konzept der Inklusion nicht isoliert benutzt, sondern den Bezug zum capability-approach, also zum Befähigungsansatz herstellt, wie er auf Martha Nussbaum und Armatya Sen zurück geht, im Grunde auf ganz klassische Weise sozialpädagogische Kernideen wieder aufnimmt.

Das alles sei vorausgeschickt, damit meine Reflexionen und kritischen Nachfragen richtig eingeordnet und nicht missverstanden werden. Deutlich wird am Titel meines Vortrages, dass es nicht um eine dann doch lächerliche Fundamentalopposition geht, sondern um Überlegungen, die zwar zum Teil ins Grundsätzliche gehen, gleichwohl eher dazu dienen sollen, das Konzept der Inklusion zu schärfen, bzw. klarer werden zu lassen. Denn: Tatsache ist zwar nun, dass die Idee und das Konzept der Inklusion zumindest so weit erfolgreich sind, dass sie gegenwärtig die Diskurse bestimmen – nicht zuletzt lässt sich dies an einer Vielzahl von Tagungen erkennen, die unter dieser Überschrift stattfinden, allerdings dann erstaunlich heterogene Themen verhandeln. Aber eben das stimmt *nicht nur* ein wenig skeptisch:

Inklusion scheint wohl schon eine Art Container-Begriff zu sein, der viele Problemstellungen und Sachverhalte unter sich fassen lässt. *Vielmehr* droht dann doch, dass der Begriff und das Gemeinte schnell ausglühen, nämlich bloß modisch und daher letztlich wirkungslos bleiben.

In diesem Sinn des Versuchs einer Klärung also einige Überlegungen.

1. Zugegeben nun aber: Auf den ersten Blick hat meine Kritik am Konzept der Inklusion leicht idiosynkratische Züge; oder anders gesagt: in ihr kommen vornehmlich persönliche Vorbehalte zum Tragen. Ich habe nämlich eine inzwischen doch ausgeprägte Skepsis gegenüber Begriffen und Konzepten, die sehr schnell, zu schnell zu einer erfolgreichen Semantik werden, dabei jedoch vornehmlich programmatisch verstanden und geltend gemacht werden, während ihre Entwicklungsgeschichte und die Theorie kaum mehr zur Sprache kommen, die als Hintergrund dann doch mitzudenken wären. Das Problem verschärft, dass insbesondere die sozialen Berufe, die Sozialarbeit und die Sozialpädagogik sowie die sie kommentierenden Wissenschaften, zu einer gewissen Eilfertigkeit bei der Adaption von Ansätzen, genauer und ein wenig böseartig: bei der Aufnahme von wohlklingenden Worten tendieren, ohne eben deren Entstehungszusammenhänge, deren Implikationen und vor allem deren mögliche Nebenwirkungen zu beachten; ein inzwischen schon fast klassisches Beispiel bietet der Empowermentansatz, der inzwischen seine dunkle Wahrheit in der Formel vom Fordern und Fördern zu erkennen gibt. Im Zusammenhang einer zunehmend auf Programm- bzw. Projekt- sowie Markt- wie Wettbewerbsstrukturen umgestellten Jugendhilfe besteht das Problem dieser schnellen Übernahme von eher theoretisch und konzeptionell gedachten Vorstellungen darin, dass sie zunächst gar nicht richtig begründet und verstanden werden, dann rasch und geradezu beliebig instrumentalisiert werden, mithin gegen ihre ursprünglichen Intentionen gewandt werden können, sondern sehr schnell wieder verschwinden, ehe sie tatsächlich tragfähig werden können; das bedeutet nicht zuletzt, dass allzumal in der Klientel, dann bei den dieser nahestehenden Personen Hoffnungen geweckt werden, die aber enttäuscht werden müssen. Unterm Strich können also insbesondere mit großen Aspirationen verbundene Ideen und Programmatiken der Sozialpädagogik und Jugendhilfe eher schaden, weil sie in ihrem fachlichen Profil dann nicht verankert werden, sondern als bloß große, dann aber nicht eingelöste Versprechen erscheinen.

2. Beim Konzept der Inklusion liegt nun eine besondere Eigenart darin, dass seine theoretischen Wurzeln, also seine analytischen und erklärenden Wurzeln nicht so recht zu erkennen, zumindest in ihrer – notabene - längeren Geschichte auch nicht sauber zu rekonstruieren sind. Man kann einwenden, dass eine solche Rekonstruktion überflüssig ist,

wenn uns der Begriff nur heute taugt; allerdings: dann wird er zu einer Spielmarke, die als mehr oder weniger frei verfügbar sich fast beliebig nutzen lässt. Rekonstruktionen des theoretischen Gehalts sind also umgekehrt nötig, nicht nur, um wenigstens den Bedeutungskern zu identifizieren und somit festzustellen, was als die legitimen Verwendungsweisen des Begriffs von den Usurpationsversuchen unterscheidet, die etwa aus politischer Absicht heraus unternommen werden. Vielmehr geht es darum zu erfassen, was der Begriff denn eigentlich meint, welche Sachverhalte er zu thematisieren, zu erklären oder wenigstens verständlich zu machen er versucht.

Hier stößt man auf überraschende Schwierigkeiten. Interessanterweise liegt die Herkunft des Inklusionskonzepts nämlich ziemlich im Dunkeln, das übliche Verfahren einer ordentlichen Literaturrecherche hilft nicht weiter – zumindest wenn wir uns einer Vorgeschichte vergewissern wollen, die vor den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts liegt. Zwar taucht der Begriff traditionell in eher naturwissenschaftlichen Zusammenhängen bis hin zur Gesteinskunde auf, dann selbstverständlich in der formalen, aristotelischen Logik – auf die allein übrigens das maßgebende Historische Wörterbuch der Philosophie verweist -, dann in der Mengenlehre; weitere Nachweiszusammenhänge finden sich hingegen nicht. Ein wenig anders sieht die Lage in der Sozialpsychologie aus, wo – bis heute – das Inklusionskonzept vor allem bei der Untersuchung jener Mechanismen in Gruppen verwendet wird, bei welchen Kohäsion etwa durch Erzeugung von Außenseitern hergestellt wird resp. die Einbindung von Fremden in soziale Gruppen erfolgt.

Jenseits dieser Zusammenhänge muss man jedoch ziemlich unwissenschaftlich, vor allem mit einiger Unsicherheit behaftet das eigene Gedächtnis in Anspruch nehmen, wenn man nach Spuren des Inklusionskonzepts sucht. Wenn mich nämlich nicht alles täuscht, dann taucht dieses erstmals in den ausgehenden 60er Jahren in den politischen Diskursen Frankreichs auf, um dort die Problematik der marginalisierten Einwanderer nicht zuletzt aus Nordafrika aufzugreifen und deren Situation zu skandalisieren; die Algerienkrise klingt hier noch nach. Der Begriff gehört also ursprünglich und prioritär der politischen Rhetorik an, richtet sich dabei gegen eine massive Ausgrenzungspolitik, transportiert zugleich auch die spezifischen Erwartungen und Ideale mit, welche die französische Verfassung auszeichnen. Es geht in diesem Zusammenhang darum, die bürgerlichen Rechte sicher zu stellen, während die heute übliche Verknüpfung von Inklusion mit dem wohlfahrtsstaatlichen Arrangement noch keine Rolle spielt. Interessanterweise trägt übrigens die französische Übersetzung von Norbert Elias' und John Scotson's „The Established and the Outsiders“, bei uns bekannt als „Etablierte und Außenseiter“ den Begriff der Inklusion im Titel.

Nach einer gewissen Latenzphase tritt dann – spätestens ab den ausgehenden achtziger Jahren – das Konzept in zwei Kontexten auf:

- Einmal in der Systemtheorie von Niklas Luhmann, der das Parsonschene Konzept der funktionalen Differenzierung als Grundmerkmal von Gesellschaften interpretierte und nun in eine Art metastabilen Holismus weiterführte; die Evolution moderner Gesellschaften bedeutete demnach, dass diese letztlich alle Phänomene und Sachverhalte in sich aufnehmen, also einschließen, so dass buchstäblich alles einen kommunikativen Sinn erhält. Diese Theorie war insofern überzeugend, weil sie eine Erfahrung beschrieb, die kaum zu vermeiden war und ist – bei aller Kritik an Luhmann folgte übrigens Habermas in seiner Theorie des kommunikativen Handelns dieser Einsicht, etwa wenn er darauf hinweist, dass und wie alle – wie das bei ihm heißt – lebensweltlichen Momente schließlich durch das System vereinnahmt werden, wobei bei ihm dann System weitgehend mit der kapitalistischen Marktökonomie gleich zu setzen ist. Die Objektivität der Inklusion besteht also darin, dass alle Momente der gesellschaftlichen und kulturellen Welt, dass Traditionen ebenso wie alltägliche Kommunikation ihre eigene humane Qualität verlieren, endgültig in – wie schon Marx erwartet hat, Warenform transformiert und insofern kapitalisiert werden; am Ende werden Menschen noch zur Ware. Hier wie dort, bei Luhmann wie bei Habermas wird einigermaßen deutlich, dass man sich dem Einschluss nicht entziehen kann, wobei erst später, nämlich in den Arbeiten von Moser und dann von Ulrich Beck deutlich gemacht wird, wie dieser nun als fortschreitende Modernisierung interpretierte Prozess zugleich eine andere Seite aufweist: der Inklusion als Totalisierung und Homogenisierung aller sozialen Wirklichkeit tritt zugleich gegenüber, dass und wie Gesellschaft zunehmend brüchig, fragmentiert und in einem Maße partikularisiert wird, dass die für Menschen entscheidende Lebensform sich in einer radikalen Individualisierung findet, die zugleich noch die Brüchigkeit des Sozialen und Kulturellen in die leibliche Verfasstheit der Einzelnen aufnimmt. Die Fragmentierung des sozialen und kulturellen Lebens sowie des Individualisierungsprozesses zeichnet aus, dass sozialmoralische Milieus in ihrer vornehmlich über Generationenverhältnisse stabilisierten Verbindlichkeit verschwinden, bestenfalls noch ersetzt werden durch kurzfristig bestehende, eher diffuse Milieus, wie sie etwa Schulze als Erlebnisgesellschaft beschrieben hat. Die Individuen erfahren zunehmend liquide soziale Formen mit geringer institutioneller Qualität – und sie erleben diese vor allem dort, wo es um die Garantien ihrer Lebenssicherheit und ihrer Freiheit geht, sie erleben sich als entbettet und damit den Mitwirkungsmöglichkeiten entzogen – um eine Nebenbemerkung zu machen: Stuttgart 21 steht übrigens genau für diesen Prozess. Die Folgen dieser Situation eines – wie Bauman es nennt - *liquid life* hat schon Klaus Mollenhauer schön beschrieben, wenn er am Ausgang seiner „vergessenen Zusammenhänge“ ein Kapitel mit der Überschrift gestellt hat: Probleme mit der Identität. Denn genau darum geht es: Identität geht es in diesem Spannungsfeld von Inklusion als Individuum in den holistischen Zusammenhang der modernen Gesellschaft verloren, Identität weicht vielmehr einem inneren Druck zur

Anpassung und Veränderung – es ist kein Zufall, wenn das Wörtchen „Fit“ zur zentralen Metapher wird, die doch nichts anderes als Anpassung meint -, einem Druck, der in eine Selbstbeschleunigung führt, in den – wie Alain Ehrenberg schreibt - Zwang zur Performance, die fast unweigerlich den Zusammenbruch in Erschöpfung nach sich zieht – Heiner Keupp hat das übrigens im Buch „Armut und Exklusion“ deutlich gemacht.

Fatal bei all dem ist, andere haben später noch darauf hingewiesen, wie nicht zuletzt das Element der Kritik ebenfalls eingeschlossen und zu einem funktionalen Element wird, wobei hier häufig noch von Integration gesprochen wird, wenngleich der Inklusionsbegriff insofern präziser bleibt, als es in der Tat nicht nur um Funktionalisierung, sondern auch um eine Art Sicherungsverwahrung geht. Im Grunde liegt das Modell auch den Studien von Boltanski und Chiapello zugrunde, die zeigen, wie der moderne Geist des Kapitalismus eben durch den systematischen Einschluss der Kritik entsteht, die etwa von den 68ern geübt worden ist.

- Als ein zweiter Kontext lässt sich die Debatte um Exklusion identifizieren, die ebenfalls auf soziale Tatbestände reagiert – auf Tatbestände, welche nicht nur ein völlig anderes Bild der modernen Gesellschaft geben, sondern die systemische Theorie der Inklusion soweit in Frage stellen, dass sogar Luhmann in einem seiner letzten Aufsätze den Verdacht äußerte, die Soziologie müsse neu entworfen werden. Die Exklusionsdebatte bezieht sich zunächst auf Flüchtlinge, dann auf Migranten, zunehmend wird jedoch deutlich, dass es um mehr geht. Unter dem Begriff der Exklusion wird begriffen, wie einerseits die modernen Gesellschaften gerade als Konsequenz der Durchsetzung ausschließlich kapitalistischer Organisationsformen, der Auflösung sowohl regelnder wie schützender Institutionen und des Individualisierungsprozesses zunehmend mehr riskante Lebensformen und prekäre Verhältnisse entstehen lassen, die mit umfassender Armut und wachsender sozialer wie kultureller Verelendung einhergehen, endlich in Perspektivlosigkeit münden; ganz bewusst spreche ich von umfassender Armut, weil es nicht allein um materielle Notstände geht, sondern – um noch einmal an Keupp anzuknüpfen – um soziale und kulturelle Ressourcen, die soziales wie individuelles Leben erst möglich machen.

Exklusion hebt nun darauf ab, dass die gesellschaftliche Entwicklung mit dem Begriff der Spaltung unzureichend erfasst wird, dass ebenso so eine klassentheoretisch angelegte Beschreibung, wie sie Vester beispielsweise gegenüber den milieutheoretischen Ansätzen geltend gemacht hat, nicht hinreicht. Die modernen Gesellschaften erzeugen ganz offensichtlich – weil das Phänomen seit Beginn der Neuzeit bis in das 19. Jahrhundert zu beobachten war: möglicherweise wieder – einen Bereich des „Außen“. Nicht nur Flüchtlinge und Migranten werden in Lagern externalisiert, vielmehr droht der Prozess des – dem ökonomischen Outsourcing kongenialen - Outcastings weit größeren Bevölkerungsgruppen, die vorher als integriert galten; Menschen bleiben von vornherein und lebenslang ausgeschlossen, oftmals schon durch ihre Wohnadresse einer no-go-area zugeordnet, wie

dies in den französischen banlieus geschieht, leben auf niedrigstem Existenzniveau, haben keinen Zugang zur Gesundheitsversorgung oder zu Bildungsangeboten, werden buchstäblich vergessen, wie beispielsweise die Landarbeiter der DDR. An diesen wird übrigens die Brutalität des Vorgangs besonders deutlich, weil sie buchstäblich innerhalb weniger Jahre aus der Position höchster Achtung und Anerkennung in eine Situation sozialer Ignoranz gestürzt sind, in der es keine Zusammengehörigkeit mehr gibt. Luhmann hat in dem schon erwähnten Aufsatz auf die Situation in den früheren Bergwerks- und Industriezentren von England und Wales hingewiesen, wo Menschen in Ruinen fast wie Tiere vegetieren, gerade noch am Leben erhalten, soziale Zombies, um die sich kaum jemand mehr kümmert. Zygmunt Bauman hat für sie den Begriff der wasted lives geprägt, der Menschen, die zu Müll geworden sind, weggeworfen, ohne jeglichen Wert für das kapitalistische System – sein Befund ist übrigens nicht ganz neu, denn schon Georg Simmel hat in seiner Soziologie darauf hingewiesen, dass eine Situation der völligen Wertlosigkeit von Menschen sehr wohl als Konsequenz einer umfassenden Armut denkbar ist. Wenn selbst die linke Gesellschaftstheorie seinen Hinweis nicht verstanden hat, dann hängt dies möglicherweise damit zusammen, dass in den zwanziger Jahren, allzumal in der Weimarer Republik das Lumpenproletariat wenigstens noch für Randalen genutzt wurde und so eine Funktion in der Gesellschaft erfüllte.

Heute nun ist diese letzte Brauchbarkeit der Ausgeschlossenen verloren gegangen. Exklusion hat eine dramatische Qualität gewonnen, insbesondere die Stadtsoziologie weist darauf hin, wie ganze Quartiere kippen, zu exterritorial erscheinenden Zonen werden – wobei ich übrigens nicht sicher bin, ob der soziale Ausschluss noch viel stärker auf dem Lande wirkt, dort aber nicht erkannt wird.

Im Unterschied zu traditionellen Mustern der Klassenbildung mit ihren sozialen und kulturellen Bewältigungs- und Widerstandsformen, im Unterschied selbst zu den bislang vertrauten Mustern der Armutsentwicklung zeichnet Ausschluss aus, dass er vergleichsweise willkürlich, zuweilen kontingent und von den Akteuren kaum mehr steuerbar erfolgt. Dass doch ein jeder sich bemühen sollte, ist Zynismus pur. Hinzu kommt, dass Prozesse der Exklusion inzwischen buchstäblich in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind; es kann nahezu jeden treffen, zumal die Aufzüge nach unten schneller fahren denn je: Krankheit, persönliche Destabilisierung, Überforderung des ermüdeten Subjekts gewinnen Brisanz, die sozialen Netzwerke tragen nicht mehr. So paradox das klingt: die Exklusion findet inzwischen mitten in den Gesellschaften statt, sie macht vor kaum jemandem Halt. Das hat nicht zuletzt damit, dass in Folge zunehmend strikter praktizierter marktliberaler Modelle, welche die wohlfahrts- und sozialstaatlichen Politiken mit ihrer Sicherung des Lebenslaufes ersetzen, Sicherungen und Sicherheiten verschwunden sind, ersetzt werden durch einen aktivierenden Sozialstaat, der selbst auf soziale Infrastrukturen verzichtet, Programme

favorisiert, mit Initiativen arbeitet und Incentives setzen will, die Menschen in Bewegung bringen sollen – denen aber Wege fehlen, erst recht Räume, in welchen sie reputierlich leben können.

3. Zuletzt, mithin die jüngere Debatte um Inklusion kommt wohl stark aus dem angelsächsischen Bereich, versteht sich vorrangig als pragmatisch, so dass umfassendere, grundlagentheoretische Überlegungen eher knapp gehalten bleiben. Faktisch darf man sich nichts vormachen, eine tiefer gehende Begründung fehlt ebenso wie inhaltliche Analysen der impliziten Voraussetzungen und Annahmen des Konzepts. Warum ist es dann so erfolgreich? Das Konzept der Inklusion ist meines Erachtens so erfolgreich und vielversprechend, weil es in zweifacher Hinsicht an Vorstellungen und Ideen anschlussfähig ist, die nicht zuletzt in der deutschsprachigen Tradition der Sozialpädagogik entscheidend sind:

Es ist *einerseits* in seiner Oberflächengestalt hochgradig plausibel, weil es insbesondere den sozialwissenschaftlich Interessierten und Engagierten in der Sozialpädagogik hilft, die eben von mir skizzierten, in sich widersprüchlich erscheinenden Problemstellungen der modernen Gesellschaften miteinander und sogar einigermaßen konsistent zu verbinden. Es schließt an beide Stränge der Auseinandersetzung um Exklusion an, greift mithin die dort thematisierten, widersprüchlichen Vorgänge an, versucht also beide gesellschaftliche Entwicklungen zu integrieren. Dabei interpretiert die Inklusionsdebatte zumindest die Individualisierungsprozesse wohl eher als Chance. Denn inspiriert durch die Auseinandersetzungen um Gerechtigkeit und Gleichheit nimmt sie die Differenz der Individualität auf; gesprochen wird von Diversity, die in der Sozialpolitik nun zu berücksichtigen sei. Mit Inklusion wird also das anspruchsvolle Programm vorgetragen, Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit, in ihrer je besonderen Verfassung, die sie aufgrund ihrer Naturausstattung, ihrer Lebensgeschichte, aufgrund von Krankheit oder besonderer biographischer Entwicklung haben oder erleiden mussten, zuerst Würde zukommen zu lassen (Vgl. Häußermann / Kronauer in Handbuch Sozialraum 598). Deutlich wird das kritische gesellschaftskritische Element des Ansatzes, das nicht nur in der Erinnerung an Würde als zentrale Kategorie des neuzeitlichen humanen Selbstverständnisses und als Grundsatz aller modernen Verfassung erinnert, sondern zugleich ins Bewusstsein hebt, dass und wie Würde eben nicht realisiert wird. Nicht minder deutlich wird der Maßstab eines dem gegebenen Wohlstandsniveaus angemessenen sozialen und kulturellen Lebens. Und endlich geht es darum, die Chance zugänglich zu machen und zu eröffnen, am gesellschaftlichen, materiellen wie kulturellen Reichtum teilhaben zu können. Anders als klassischen Programme der sozialen Absicherung wird den Menschen kein Normalitätsentwurf auferlegt, sie sollen sich keiner Normalität beugen müssen, vielmehr werden sie in ihrer Individualität

als Mitglieder einer Gesellschaft nicht nur prinzipiell anerkannt, vielmehr soll ihnen das Recht zukommen, ihr Leben selbst zu gestalten, indem sie gewissermaßen den gesellschaftlichen Reichtum in einer Weise für sich aneignen, die sie für eine selbstbestimmte Lebensführung benötigen. Dabei geht es nicht um eine Grundausstattung, wie sie etwa den Gedanken des Existenzminimums bestimmt, vielmehr zielt die Überlegung auf die Ausstattung mit den je individuell erforderlichen Mitteln, welche als „capabilities“ souveränes Handeln erst ermöglichen.

*Andererseits* tut das Konzept der Inklusion eigentlich nichts anderes, als - wie Hinz einmal bemerkt – Grundprinzipien des pädagogischen Handelns zu reformulieren. Neben einer plausiblen Antwort auf die gesellschaftlichen Problemlagen in ihrer Widersprüchlichkeit eröffnet das Konzept nicht nur eine Perspektive auf das individuelle Subjekt sowohl in seiner Eigenart wie in seiner aktiven Weltaneignung, sondern geht noch über die formalen Fragen seiner Rechtsposition hinaus und lenkt den Blick auf die kulturellen Güter, welche Menschen aneignen und über die sie verfügen müssen, um ihren Lebensweg selbstbestimmt gehen zu können – möglicherweise in einer nichtdiskriminierenden Weise begleitet

Unbestritten: Dieser Ansatz ist faszinierend, er kommt – und deshalb hat er zunächst meine ganze Sympathie – sowohl der Anthropologie entgegen, welche der modernen Pädagogik zugrunde lag und liegt, in den wenigen Entwürfen einer Allgemeinen Pädagogik auch noch vorgetragen wird, wie er endlich einem Ansatz zu folgen scheint, den der junge Marx bis etwa zu den Zeiten verfolgt hat, in welchen er mit Friedrich Engels dann die Deutsche Ideologie verfasst hat. Es überrascht daher keineswegs, dass das Konzept der Inklusion vor allem im Bereich der Behinderten- und Integrationspädagogik Anhänger - seine Anhänger und von daher seine Breitenwirkung gewonnen hat.

Nur: das Dilemma besteht darin, dass ich eben die Grundzüge des Konzepts, seine Annahmen und Implikationen gerade eher rekonstruiert, eigentlich aber interpretierend unterstellt habe. Ich habe das Konzept aus der gutmeinenden Sicht seiner Anhänger gelesen, muss aber gestehen, dass das von mir Gesagte so und vor allem explizit in der Regel nicht vertreten wird. Im Gegenteil: das Konzept ist begrifflich, analytisch und theoretisch ziemlich dünn. Mit diesem Vorbehalt stehe ich nicht allein. Will man nicht schon anführen, dass tragfähige Handbuchartikel eher Mangelware sind, kann als Zeuge für meine Kritik beispielsweise Armin Nassehis Beitrag über „Inklusion: von der Ansprechbarkeit zur Ansprechbarkeit“ in den von Lessenich herausgegebenen „Wohlfahrtsstaatliche(n) Grundbegriffe(n)“ herangezogen werden. Er weist Inklusion zwar als sozialwissenschaftlichen Begriff aus, hält dann aber doch etwas resigniert festhält, dass mehr als „wissenschaftliche Semantiken“ hier nicht zu finden seien (Nassehi 2003, S. 331); übersetzen kann man das nur als Eingeständnis, dass das Konzept einigermaßen distanziert zu sozialen Realitäten bleibt. Oder etwas schärfer formuliert: jenseits der übergreifenden

Programmatik fehlt es an Realismus, fehlen sogar Entwürfe, die aus dem großen Konzept praktisches Handeln werden lassen. Man beobachtet eine seltsame Naivität gegenüber den machtvollen gesellschaftlichen Prozessen, wie sie sich eben angedeutet haben – man hat ein wenig das Gefühl, mit einem Pfeifen im Walde konfrontiert zu sein, wie sehr auch die Inklusionsmelodie selbst in den höchsten Gremien, bis hin zu den vereinten Nationen mit intoniert wird.

Als ein Kernproblem des Konzepts zeigt sich dabei nicht nur seine Begründungsschwäche im Ganzen. Vielmehr lässt es eigentlich unklar, was und wen es eigentlich meint – böse formuliert, kann man noch das – so weit es mir bekannt ist – jüngste Papier der unionsgeführten Länder zur Schulpolitik darunter fassen, dass die individuelle Förderung in einem gegliederten Schulsystem fordert. Inklusion meint eine Veränderung und Verbesserung der sozialen und kulturellen Situation insbesondere von Kindern und Jugendlichen meint, hält aber offen, wer gewissermaßen der Akteur des Geschehens sein soll. Unklar ist nämlich:

Formuliert die Programmatik der Inklusion eigentlich eine – wie Nassehi vermutet – eine Forderung an das politische Gemeinwesen, das gegenüber faktischer oder möglicher Ausgrenzung sicher zu stellen hat, dass sowohl die von Ausgrenzung faktisch Betroffenen wie möglicherweise Bedrohten ihre Rechte als bürgerliche Subjekte nicht nur gewahrt sehen sondern auch realisieren können? Der Skeptiker wird nach dem Neuen in dieser Forderung fragen, dann darauf verweisen, dass der Staat sich solche Forderungen längst zu eigen gemacht hat, aber meist nicht realisiert, weil die konkreten Maßnahmen nicht benannt werden; der soziologisch und politikwissenschaftlich geschulte Skeptiker wird zudem darauf verweisen, dass der Staat selbst längst die Ausgrenzungsprozesse mit betreibt – immer schon bei behinderten Menschen, die bekanntlich bis in die Gesetzgebung hinein beispielsweise lange für geschäftsunfähig erklärt worden sind, oder heute durch die Regelungen der Sozialgesetzgebung dann systematisch ausgeschlossen werden, wenn sie beispielsweise Auflagen nicht nachkommen. Das kritische Argument lautet also: da wird einmal mehr der Bock zum Gärtner gemacht, darf sich aber mit einer hübschen neuen Floskel schmücken.

Oder richtet sich die Inklusionsprogrammatik an die Fachkräfte? Dann bleibt wie bislang unentschieden, ob sich – notabene – diese überhaupt für eine eher generell angelegte Empfehlung für ihre fachliche Praxis entscheiden, sozusagen grundlegende und allgemeine Prinzipien sozialpädagogischen Handelns in den Vordergrund stellen, oder jedoch weiter der Tendenz zur Spezialisierung folgen, welche das Feld der früheren Sonder-, heute Behinderten- und Integrationspädagogik, bzw. auch Heilpädagogik eben auch bestimmen, im Bereich der Sozialpädagogik sich eher noch verstärkt durchsetzen? Das Problem der großen Lösung in der Jugendhilfe liegt nämlich nicht nur in der Frage der gesetzlichen Konkurrenz

und damit der Kostenträger, auch nicht nur in der Differenz der fachlichen Semantiken und damit Deutungsmuster, sondern schlicht und einfach bei den Interessen der Professionellen. Empirisch scheint mir keineswegs entschieden, welche Modelle der Arbeit mit behinderten Menschen sich durchsetzen bzw. durchsetzen können – und diese Empirie hängt weniger von der Lebenssituation und der Biographie der Betroffenen ab, sondern mehr von den Intentionen der Professionellen, deren jeweilige Spezialisierungen auch Statusfragen transportieren.

Endlich – und dafür spricht die zeitliche Koinzidenz des Auftretens – könnte und kann das Konzept der Inklusion als ein Element in der Politik des aktivierenden Sozialstaats gesehen werden, wie dieser nach der marktliberalen Wende nun zunehmend etabliert werden soll? Der aktivierende Sozialstaat verzichtet bekanntlich – jenseits seiner punitiven Maßnahmen - weitgehend auf Infrastrukturen, setzt auf Bemächtigung und Inzentes, korrespondierend dazu verlangt er die Selbstverantwortung der Hilfebedürftigen. Wir haben mit höchst ambivalenten Vorgängen einer Strategie der Bemächtigung zu tun, die zwar Subjektivität stärkt, zugleich aber doch jene in labile Situationen bringt, welche der Norm von Subjektivität nicht gerecht werden – denn fatalerweise ist auch Subjektivität ein normativ geladener Begriff. So bleibt zumindest undeutlich, ob und wie weit das Konzept nicht letztlich doch der Aktivierungssemantik verfällt, welche die jüngere sozialpolitische Vorstellungen auszeichnet. Zwar wird in der Debatte der Behinderten darauf verwiesen, dass es viel mit den Versuchen zu tun hat, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, auch wenn dieses auf Dienstleistungen angewiesen ist. Gleichwohl verfällt die Codierung der Pragmatiken über die Selbststeuerung der Individuen stets in der Gefahr, diesen eine Selbstsorge aufzuerlegen, der sie dann doch nicht nachkommen können.

Vor allem muss auf zweierlei hingewiesen werden:

*Zum einen* wird das Konzept der Inklusion in einem Moment geltend gemacht, in welchem insbesondere im Blick auf Entwicklungs- und Bildungsprozessen gerade hoch normierende Muster geltend gemacht werden. Gesellschaftlich wird nicht einmal im Ansatz die Idee der Inklusion realisiert, welche ja gerade nicht normativ sein will, sondern Individualität, Besonderheit, Eigenwilligkeit anerkannt und gefördert sehen möchte. Statt dessen haben wir es zu tun mit weit verbreiteten Vorstellungen, dass eigenwillige Lebensmodelle als riskant gelten, dass die Träger solcher Risiken möglichst frühzeitig identifiziert und als Belastung von Gesellschaft entweder bearbeitet oder ausgesondert werden sollen. Nicht zuletzt die Psychologie hat sich im Bildungssystem und im Feld der Sozialen Arbeit breit gemacht, um Risiken, also eben auch individuelle Besonderheiten frühzeitig zu erkennen und zu diagnostizieren, um sie dann einem Treatment zugänglich zu machen, in welchen die Betroffenen wenigstens in den Rahmen einer zwar vielleicht breiter gefassten Normalitätsbahn gebracht werden. Die psychosoziale Menschenbearbeitung zielt jedenfalls

darauf, dass die Einzelnen am Ende gut funktionieren, gemäß der Standards, die an allen Ecken und Enden dieser Gesellschaft verbindlich gemacht werden – wenn man hier noch von Inklusion sprechen will, dann doch nur noch in einer hoch abstrakten Vorstellung, die eben nicht mehr auf individuelle Eigenart, sondern auf flexible Anpassung an gesellschaftliche, vor allem an ökonomische Imperative gerichtet ist.

*Zum anderen* haben wir zu tun mit Formen der sozialen Behinderung, bei welchen Menschen Opfer von sozialen Prozessen werden, durch die sie schlicht idiotisiert werden. Auch das bleibt ausgeklammert. Und das scheint mit fatal, weil nämlich die fehlende Kritik der sozialen Zynismus und kulturellen Verelendungsprozesse die Tendenz verstärkt, dass die Folgelasten der Inklusion wie die in ihr mitgedachten Verantwortlichkeiten tatsächlich den Individuen auferlegt werden. Man kann sich gar nicht sicher sein, dass die neuen Konzepte der Sozialen Arbeit längst einer Methodik folgen, welche man schon als schwarze Seite der Inklusion interpretieren könnte. Freilich muss hier festgehalten werden, dass es große Differenzen in der Praxis der sozialen Arbeit gibt, selbst wenn diese im Konkreten unter dem gleichen Etikett auftritt. Aber: wir können Praktiken im Feld der Sozialen Arbeit beobachten, bei welchen unter dem Stichwort der Sozialraumorientierung Menschen schlicht auf sich verwiesen werden; Inklusion heißt dann, man soll selbst bewältigen, dass Infrastrukturen verschwinden, Ressourcen ausgedünnt werden. Ähnliches lässt sich zuweilen – oft politisch erzwungen – dort beobachten, wo großspurig von Case-Management gesprochen wird. Menschen erhalten dann zwar noch Transfermittel, sollen aber ihre Autonomie gewinnen, indem sie mit diesen Mitteln ihre Lebenssituation selbst bewältigen. Die begleitende Unterstützung wird dann mit dem Hinweis verweigert, dass sie zur Unselbständigkeit und so am Ende zu einer Ausgrenzung führt.

4. Kurz: so schön das Konzept der Inklusion klingt, es hat nicht nur recht wenig mit der gesellschaftlichen Realität zu tun. Oder schlimmer noch: es hat soviel mit der gesellschaftlichen Realität zu tun, dass in ihm mehr oder wenig verbrämt die liberalistische Ideologie zum Ausdruck und in die Soziale Arbeit hineingebracht wird. Aber nicht genug damit. Das Konzept birgt eine seltsame, gefährliche Spannung. Diese Spannung hat mit der eingangs skizzierten gesellschaftlichen Situation zu tun, lässt sich also möglicherweise nicht vermeiden, muss aber wenigstens thematisiert werden. Sie ist nämlich gefährlich, weil sie möglicherweise dazu führt, dass Praktiken der Inklusion gewissermaßen in die möglichen Extreme rutschen, die zumindest mit dem Konzept gegeben und insofern denkbar sind.

- Die eine problematische Seite der Inklusion besteht darin, dass mit dem ganz Ernst gemacht wird, was der Begriff nun eben wörtlich besagt – ich habe schon mehrfach auf diese Problematik hingewiesen. Inklusion heißt nämlich Einschluss. In der gegenwärtigen Debatte wird zwar hervorgehoben, dass es um Anerkennung, dann um Partizipation, vor allem um

Teilhabe an gesellschaftlichen und kulturellen Möglichkeiten geht, die – und hier wird die Angelegenheit schon ein schwammig – gewährt werden sollen. Menschen sollen also – und das klingt angesichts der Dramatik von Exklusionsprozessen viel versprechend – durch unterschiedlichste Maßnahmen in eine Gesellschaft zurückgeführt werden, aus der sie ausgeschlossen worden sind. Systematisch und systemisch betrachtet unterstellt dies zunächst, dass diese Gesellschaft tatsächlich in ihren Grenzen einigermaßen eindeutig zu identifizieren ist – die Problematik lässt sich an der Frage der Parallelgesellschaften erkennen, zu der unlängst Henryk M. Broder eine – wie ich finde sehr kluge Antwort gegeben hat: Sie lautet: Parallelgesellschaften sind nicht nur normal und in Ordnung, sie sind nur dann problematisch, wenn sich die Leute nicht an Gesetz und Recht halten – und ich würde gerne ergänzen, wenn sich der Staat, wenn sich das Gemeinwesen gegenüber den Leuten nicht an Recht und Gesetz hält; bei aller Aufregung um arabische Jungs halte ich das nämlich immer noch für das größere Problem.

Anders gesagt: Inklusionskonzepte unterstellen einen sozialen Holismus; sie bleiben letztlich einer durkheimianischen Vorstellung von Gesellschaft verhaftet, folgen seiner Idee eines *être social*, eines gesellschaftlichen Wesens oder eins, das man inkorporiert haben müsse. Damit gehen sie notwendig von einem dann mehr oder weniger geschlossenen Zusammenhang aus, in welchen die Einzelnen hineingeholt werden sollen oder müssen – übrigens ganz unabhängig davon, ob die Einzelnen das überhaupt wollen. Das hört sich etwas zynisch an, doch muss man sich im Klaren darüber sein, dass Inklusion in jedem Fall verlangt, wenigstens den Grundprinzipien zuzustimmen, die in einer Gesellschaft herrschen. Dabei ist es nun keineswegs damit getan, wie die Debatte um Inklusion gerade gegenüber anderen Formen von dann sozialer Integration betont bzw. betonen möchte, dass es allein um Sicherung des formalen Rechtsstatus gehen soll. Wer inkludiert wird oder inkludiert sein möchte, gibt schon zu mehr seine Zustimmung, beispielsweise dazu, sich auf Lebensmuster einzulassen, die etwa mit kapitalistischen Wirtschaftsformen, mit der Bereitschaft etwa verbunden sind, die eigene Arbeitskraft als Ware auf dem Markt nicht nur wohlfeil – also auch zu Niedrigstlöhnen – anzubieten. Gesellschaftliche Strukturen und soziale Normen wie rechtliche Verbindlichkeiten treten hier viel näher zusammen, als dies beispielsweise in der Debatte um den Verfassungspatriotismus als Kontrapunkt zur leidigen Leitkultur so behauptet wird. Etwas boshaft formuliert: Wir haben mehr denn je eine Leitkultur, nämlich die Ökonomie des Kapitalismus, die wir mit unserer Inklusion nun für uns selbst einkaufen.

Immerhin: anders als das Reden von *Integration* bergen Inklusionskonzepte weniger das Problem, sozusagen die internen Normen noch geltend zu machen, welche in einem Gemeinwesen herrschen und herrschen sollen. Gleichwohl entgehen sie diesem Problem nicht, weil sich die Logik von Anerkennungsprozessen nicht unabhängig von – wie universalisiert und juridifiziert sie auch immer ein mögen - Normierungsvorgängen vollzogen

werden kann – das hat schon der alte Hegel gezeigt. Je genauer wir also hinblicken, um so schärfer treten dann die sozialen und kulturellen Notwendigkeiten hervor, welchen man sich dann doch beugen muss, will man in einer Gesellschaft nicht nur als anerkanntes Subjekt gelten, sondern auch so agieren. Und umgekehrt bleibt nun wiederum als Faktenfrage, ob damit nicht exakt wiederum die sozialen, allzumal alltagskommunikativen Prozesse zur Wirkung kommen, welche – aus welchen sozialpsychologischen Gründen auch immer – gerade die Exklusion hervorrufen; auch das wird meines Erachtens weitgehend in der Debatte übersehen, nämlich dass Ausgrenzung ja nicht bloß auf der Ebene des formalen Rechtsstatus, der materiellen Güter, sondern vor allem alltagspragmatisch und alltagskommunikativ betrieben wird – die Debatten um Ausgrenzung in Städten, um die Bedeutung des Gemeinwesens, der unmittelbaren sozialen Verhältnisse weist ja darauf hin und dementieren so die guten Absichten des Inklusions-Konzepts.

Diese Gefahr der Einschließung ist nicht bloß phantasiert: wenn wir den etwa den Umgang mit Kindern und Jugendlichen ansehen, so scheint die reale Dimension einer inklusionsorientierten Sozialpolitik darin zu bestehen, die institutionelle Betreuung von Kindern und Jugendlichen massiv auszuweiten. Familie, die informelle und non-formale Bildung in der Begegnung zunächst mit Peers, dann mit anderen, nämlich mit nicht professionellen Erwachsenen wird zurück gedrängt, obwohl wir wissen, dass eben solche nicht-systematisierten, nicht-curriculisierten, nicht-methodisierten Interaktions- und Kommunikationsprozessen, welche in ihren Effekten am Ende nicht messbar sind, die Substanz von menschlicher Bildung überhaupt erst ausmachen. Demgegenüber beobachten wir vielmehr eine Ausdehnung zunächst von Überwachungs- und Kontrollmechanismen, die mit Politiken der Entdeckung von Risikogruppen und zur Eindämmung ihres möglichen Gefahrenpotenzials für die Gesellschaft führt. Dann entsteht eine ausgedehnte Landschaft von – je nach politischem Credo - staatlich etablierten und organisierten oder privatisierten, aber Standards unterworfenen Betreuungs- und Belehrungsinstanzen und Institutionen, die keinen Raum mehr für individuellen Entwicklung lassen. Empirisch ist auch hier schon wieder deutlich, wie diese Institutionen einer letztlich kapitalistischen Produktionslogik gehorchen, bei der Abweichler zunehmend ausgestoßen werden. Christian Lüders hat vor einiger Zeit in einem Beitrag für „SOS-Dialog“ darauf hingewiesen, wie gerade die neugeformten, verbindlichen Bildungsinstitutionen sozusagen als Nebeneffekt ein Ausgrenzungsklientel erzeugen. Mit anderen Worten: weil die Politik der Inklusion offensichtlich weitgehend nur über Institutionalisierung tendiert sie zu einer Einschließung, mit der die Vorstellungen von subjektiver Entwicklung, von individueller Normalität und Autonomie zwar nicht unbedingt dementiert, aber doch infrage gestellt werden. Denn eines bleibt festzuhalten: Institutionen, die alle Menschen einschließen, tendieren dazu, Selbstentdeckung und Selbstverwirklichung, Mitbestimmung und Partizipation auf ein Maß

zu reduzieren, das der sozialen Logik von Institutionen und ihres störungsfreien Funktionierens genügt – mehr aber nicht zulässt. Oder noch zugespitzt: Inklusion in und durch Institutionen erzeugt in Gesellschaften selbst eine Form der Ausgrenzung; es werden exterritoriale Räume geschaffen, in welchen die Subjekte dann objektiviert werden.

- Eine sorgfältige Analyse von modernen Gesellschaft wird aber nicht nur diese Verkehrsprozesse folgen, sondern prüfen, ob und wie weit eigentlich die angenommene Holistik und Eindeutigkeit des Sozialen und Kulturellen zutrifft – selbst wenn sie durch die Institutionen behauptet und gegenüber den Einzelnen faktisch geltend gemacht wird. Übersehen wird damit die andere Seite dieser modernen Gesellschaften, welche die Sach- und Problemlage für die Einzelnen noch einmal schwieriger werden lässt. Die modernen Gesellschaften sind in sich widersprüchlich, brüchig, von Veränderungs- vor allem von Beschleunigungsprozessen betroffen, welche die Rahmungen biographischer Arbeit verschwinden lassen. Von Dis-Embedding, von Entbettung habe ich vorhin gesprochen, von Vorgängen also, welche die oft verzweifelte Suche nach Gemeinschaft auslösen, um überhaupt leben zu können. Was aber bedeutet dies für das Konzept der Inklusion? Es bedeutet einmal, dass man fragen muss, wo die individuellen Subjekte überhaupt angeschlossen werden, wo sie andocken können, wenn ihnen doch alles entgleitet. Es bedeutet zum anderen, dass sie keine Schutzzonen finden, keine – wie Hartmut Rosa das sagt, Entschleunigungsinseln, die sie für das Aufwachsen benötigen, am Ende auch nicht die Institutionen, die sie benötigen, um sich zu behaupten und die eigene Freiheit erproben zu können, wie Bauman im Gespräch mit Tester verdeutlicht hat. Die modernen Gesellschaften bergen schlicht die Gefahr in sich, dass jene Entwicklungsvorgänge gar nicht mehr möglich werden, welche generell für das Aufwachsen, für Sozialisation, für Personwerdung erforderlich sind, welche erst recht Menschen benötigen, die in die Krisendynamik geraten sind, wie sie durch Belastungen ausgelöst wird, welche sich nicht bewältigen lassen. Das Dilemma dieser modernen Gesellschaften besteht also darin, dass sie letztlich in ihrer Pluralität und Vielfalt von Situationen nur von Menschen bewältigt werden, die in einem hohem Maße entwickelt haben, was man heute als Kompetenz bezeichnet – nämlich eine Mischung aus abstrakten Fähigkeiten, allzumal solchen zum Networking, von Disengagement und Flexibilität, die wir weder bei der Klientel der Heilpädagogik noch bei der der Sozialpädagogik voraussetzen können. Und zwar deshalb nicht, weil sie ihnen lebensgeschichtlich vorenthalten worden ist.

Hier nun deutet sich als eine zweite Gefahr des Konzepts der Inklusion an, dass es geradezu zynisch wird. Es spricht den Subjekten Autonomie und Eigenwilligkeit zu, will ihnen Bevormundung ersparen und sie in den Status souveräner Akteure versetzen, die ihren Platz und ihren Weg in Gesellschaft und Kultur selbst bestimmen. Doch nicht nur, dass möglicherweise völlig kontingent bleibt, wo sie gewissermaßen in einer Gesellschaft landen,

an welche Settings sie also anknüpfen können – die empirische Forschung etwa zur Jugendhilfe deutet ja schon heute an, in welchem extremen Maße Unterschiede in den Versorgungsstrukturen bestehen und somit den Hilfeprozess faktisch zu einem absoluten Willkürakt werden lassen. (Bei Bruno Hildenbrand und mit ihm eben eine Untersuchung über Reaktionen auf Verletzung des Kindeswohls und die Organisation von Inobhutnahme an Wochenenden, deren Ergebnisse eigentlich nur als desaströs bezeichnet werden können.) Vielmehr spricht einiges dafür, dass die Subjekte nicht nur normativ, sondern faktisch auf sich selbst verwiesen werden; der Gewinn der Inklusionsstrategie verkehrt sich also gegen sie, weil sie unter individuellen und sozialen Bedingungen die eigene Individualität geltend machen sollen und müssen, unter denen sie eben dies nicht können. Strukturell geraten sie also in eine Situation, die man – wenn auch nur in einem Analogieschluss – mit Herbert Marcuse als *repressive Toleranz* bezeichnen kann: Die für autonom erklärten Subjekte dürfen, können und müssen sich in einer diffusen Welt orientieren, für die sie eigentlich nicht befähigt wurden. Man nimmt ihre Eigenarten hin, erklärt die als Ausdruck von Autonomie und überlässt sie sich selbst, die begleitende und unterstützende Hilfe wird faktisch verweigert, weil sie im Konzept nicht vorgesehen ist.

5. Um zum Schluss zu kommen: Zuletzt hat sich angedeutet, dass Inklusion also schlicht Einschluss oder Zynismus bedeuten kann. Einschluss in eine letztlich sogar nur noch phantasierte Einheitlichkeit von Gesellschaft, die aber doch durch institutionelle Zwangsmechanismen aufrecht erhalten und sozialisatorisch geltend gemacht wird – wie unmöglich das am Schluss auch sein mag. Oder aber Auslieferung an die Pluralität der modernen Gesellschaft, in der nicht zuletzt belastete oder behinderte Menschen sich selbst überlassen werden – sie sollen Selbstsorge betreiben, wo dies nicht funktionieren kann, weil sie am Ende noch durch die sozialen und kulturellen Mechanismen auf zuweilen subtile Weise ausgegrenzt werden.

Nun ist dieser Befund ziemlich unerquicklich, er ist aber sicher überzogen, sozusagen durch Übertreibung herbei geredet, gewissermaßen die Überspitzung des Theoretikers. Man darf zumindest ein bisschen Vertrauen in die Professionalität der Fachkräfte haben, selbst wenn man als Jugendhilfeforscher gelegentlich leicht erschüttert wird. Aber vielleicht sollte man sich durch einen solchen Befund auch anregen lassen, sollte man ihn als eine Art Schreckensheuristik nutzen, um nicht bei ihm stehen zu bleiben.

Immerhin lassen sich nämlich Richtungen nennen, in welchem konstruktive Tendenzen im Umgang mit dem Inklusionskonzept zu erkennen sind: Abgesehen von einer dann doch schärferen Gesellschaftsanalyse scheint mir als eine Art Antidot gegenüber der Gefahr des Einschlusses als Realität von Inklusion geboten zu sein, dem Konzept eine substantielle Vorstellung von Freiheit zur Seite zu stellen, welche – soviel Dialektik muss sein - durch

Inklusion zu verwirklichen ist. Erstaunlicherweise haben sowohl die neueren Debatten um Bildung wie die um die Soziale Arbeit die Idee der Freiheit und damit einer Autonomie der Subjekte nahezu vollständig preisgegeben. Historisch war der Begriff der Bildung geradezu unmittelbar an eine substantielle Freiheitsvorstellung gekoppelt (noch einmal wäre an Hegel zu erinnern, der das ja in seiner Bildungstheorie systematisch ausgeführt hat), wurde aber zunehmend, bekanntlich erst recht in den letzten zwei Jahrzehnten an gesellschaftliche Nützlichkeitsvorstellungen angekoppelt und gelegentlich noch damit gerechtfertigt, dass die Einzelnen einen ökonomischen Mehrwert für sich erreichen, obwohl selbst diese eine ziemlich zweifelhafte Rechnung darstellt. (Der durch höhere Bildungszertifikate vorgeblich gewährte höhere Schutz vor Arbeitslosigkeit ist nämlich durch ein jeweils insgesamt höheres Niveau an Beschäftigung bedingt und sinkt mit diesem sofort ab, wie wir beispielsweise sehr schön in unserem Nachbarland beobachten können.) Die Soziale Arbeit hat schon immer etwas Schwierigkeiten gehabt, über ihre Disziplinar- und Kontrollfunktion hinaus die andere Seite ihres doppelten Mandats zu formulieren, in den letzten Jahren scheint ihr dies endgültig abhanden gekommen zu sein. Damit die Inklusionsdebatte eben diesen Tendenzen nicht ebenfalls verfällt muss eine Idee von Liberalität mit aufgenommen werden, die aber nicht sogleich wiederum dem verfällt, was an marktliberalen Programmatiken verfolgt wird. Gewiss: das ist ein schwieriger Weg, aber er lässt sich meines Erachtens nicht vermeiden.

Ebenso lässt sich das zweite Element nicht vermeiden, das ich weniger als Antidot, sondern sozusagen als anschließende Therapie sehen möchte, weil es um die Begleitung von Entwicklungswegen geht. Hier schließt sich der Bogen übrigens wieder zu Heiner Keupp und zu den Vorstellungen des 13. Kinder- und Jugendberichts. Eingangs hatte ich schon erwähnt, wie im Zusammenhang des Berichts betont worden ist, dass Inklusion und Capability Approach aufgenommen und zusammen gedacht werden müssen. Interessanterweise ist ja bei der Rezeption des Capability-Approach in Deutschland übersehen worden, dass Martha Nussbaum diesen in ein pädagogisches Konzept eingebunden hat, das sowohl bildungstheoretische Vorstellungen wie auch solche aufnimmt, die ein aufgeklärter und humanistisch inspirierter Begriff der Erziehung mitenthält; sie verweist übrigens ausdrücklich auf die Tradition eines Pestalozzi und Fröbel, um ihre Vorstellungen des „Cultivating Humanity“ zu verdeutlichen, bei welchen es – wie sie kürzlich in einem Vortrag ausgeführt hat – darum geht, zwischen Education for Profit oder eben Education for Freedom geht. In einem solchen – wie ich es nennen möchte – guten Konzept der Pädagogik wird nicht nur Inklusion in eine Spannung mit Freiheit gesetzt, vielmehr wird sichtbar, wie Menschen konkret die Fähigkeit entwickeln können, sich nicht nur mit den Bedingungen auseinander zu setzen, welche ihr Leben bestimmen, sondern diese auch so anzueignen, dass sie ihr Leben auch tatsächlich gestalten können.

Als Voraussetzung gehört dazu, dass Menschen, dass Gemeinschaften und Gesellschaften darüber nachdenken, wie sie jene mit in ihre Lebenszusammenhänge aufnehmen, die – wie auch immer, auf welchen Ebenen auch immer – ausgeschlossen worden sind. Eine solche Voraussetzung ist eine ethische – und wie wir nicht erst seit Norbert Elias wissen, sind ethische Voraussetzungen an Zivilisationsprozesse gebunden. Sie sind nicht selbstverständlich, sie entstehen auch nicht von selbst, sondern sind auch an Prozesse gebunden, in welchen Menschen sich gegenseitig auf die ihnen zugrunde liegenden Prinzipien aufmerksam machen. Dazu gehört auch die öffentliche Diskussion über sie – wie dies im Falle von Inklusion geschieht. Insofern bin ich am Ende dann ganz versöhnlich: Das Konzept mag zwar ein wenig naiv gegenüber den sozialen und kulturellen Realitäten sein, dennoch ist die Debatte nötig und vielleicht sogar hilfreich.